

Wynfrid Kriegleder | Universität Wien, wynfrid.kriegleder@univie.ac.at

Aus der österreichischen Germanistik um 1900

***Otmar Schissel von Fleschenberg – Bernhard Seuffert. Ein ungewöhnlicher Gelehrtenbriefwechsel aus der Germanistik am Beginn des 20. Jahrhunderts.* Hg. und mit einer Einführung und einem Nachwort versehen von Hans Harald Müller unter Mitwirkung von Cosima Schwarke. Innsbruck: innsbruck university press 2018 (=Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, Bd. 89), 128 S.**

Anzuzeigen ist ein durchaus amüsanter Bändchen – was man bei der Edition eines Briefwechsels zwischen zwei Philologen wohl eher nicht vermuten würde. Aber einer der beiden Briefpartner, Otmar Schissel von Fleschenberg (1884–1943), war ein ziemlich exzentrischer Charakter, was sich schon daran erweist, dass er im Mai 1911 unmittelbar nach seiner germanistischen Habilitation an der Universität Innsbruck erklärte, er »werde nun nie mehr Germanistisches arbeiten u. habe seine Bibliothek verschenkt« (S. 9, Anm. 1). Schissel arbeitete natürlich weiter, aber in der Tat nicht mehr auf jenem Gebiet, das damals unter Germanistik verstanden wurde, sondern vielmehr im Fach der Rhetorik und Poetik, wofür er 1914 einen neuen Habilitationsantrag stellte, und auf dem Gebiet der allgemeinen Literaturwissenschaft, in das er 1918 seine *venia legendi* umwandeln ließ. Insofern ist Schissel typisch für eine Tendenz der Germanistik in der Habsburger Monarchie, auf die der Herausgeber in seiner höchst lesenswerten Einführung hinweist: »Während [die Germanistik im Deutschen Reich] Literaturgeschichte vorwiegend als Geschichte des geistigen und literarischen Lebens auffasste, suchte die letztere [=die Germanistik in der Habsburger Monarchie] Literaturgeschichte als poetische Kunstgeschichte zu konzipieren.« (S. 9) Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Dort sollte eine deutsche Nationalphilologie konstituiert werden, hier war eine nationale Identität auf der deutschsprachigen Literatur nicht zu fundieren. Schissel entfernte sich jedenfalls zunehmend von der Germanistik. 1920 habilitierte er sich in Graz für spätantike und byzantinische Philologie; in der Geschichte des russischen Formalismus

spielt er eine gewisse Rolle. Im *Internationalen Germanistenlexikon* von Christoph König hat er allerdings keinen Eintrag bekommen.

Exponierter in der germanistischen Fachgeschichte ist dagegen Schissels Briefpartner, der 1853 geborene, seit 1886 in Graz tätige Bernhard Seuffert, ein angesehener Goethe- und Wielandforscher, den der 30 Jahre jüngere Schissel als einen seiner Lehrer betrachtete. Die vorliegende Edition dokumentiert den unvollständigen Briefwechsel der beiden zwischen 1907 und 1924. Erhalten sind 87 Briefe Schissels an Seuffert, aber nur 10 Briefe Seufferts.

Der Herausgeber vermerkt die »freundliche Gelassenheit Seufferts« angesichts des »eruptive[n] theoretische[n] Impetus« und der »mitunter maßlose[n] Polemik« des Jüngeren »gegen die angesehensten Germanisten der Zeit« (S. 9f.). In der Tat vermeint man, vor allem in den frühen Briefen, manchmal einen Thomas-Bernhard-Text vor sich zu haben: Die Universität Innsbruck ist für Schissel ein »geistige[s] Sibirien« (S. 25), in dem ihm »jegliche Protektion im Professorenkolleg fehlt, die ich mir nur durch einen im Verkehre in Professorenfamilien zugezogenen Magenkatarrh hätte verschaffen können« (S. 26), der bekannte Altgermanist Joseph Eduard Wackernell sei »von [...] elender und verächtlicher beschaffenheit« (S. 20) – »[s]einen Starrsinn muß man [...] als bodenlose Albernheit oder Bosheit deuten« (S. 26). Über seine eigenen Vorlesungen in Innsbruck merkt Schissel an, sie hätten den Zweck, den »Leuten die im Lande der Glaubenseinheit und des Branntweins bestehende Ansicht zu benehmen, Wackernell sei ein Forschertypus« (S. 63). Gustav Roethe, der Direktor des Germanistischen Seminars in Berlin, gilt als Mitglied »eine[r] Berliner Germanistenclique mit dem großen Duns Gustav Roethe an ihrer Spitze« (S. 29), der Wiener Germanist Robert Franz Arnold als »der berüchtigte wissenschaftliche Libertin, dessen schamlose Koketterien mit der Germanistik immer widerlichere Formen annehmen« (S. 40). Die beiden bekanntesten österreichischen Germanisten der Epoche, Jakob Minor und August Sauer, werden kurzerhand abgekanzelt: »Zur Feuilletonschreiberei reicht das darstellende Talent dieser Leute noch hin. Im Übrigen sammeln sie unbedacht Material, das dann unkritisch am ungelegensten Orte abgedruckt wird.« (S. 72) In den österreichischen Ministerien säßen »polnische Hochstapler« (S. 69). Im Nachwort zitiert der Herausgeber aus einem Brief Schissels an den klassischen Philologen Josef Glonar, die beiden Verfasser der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte*, Johann Willibald Nagl und Jakob Zeidler, seien »christlichsoziale Streber« (S. 117f., Anm. 7). Aber auch Goethes *Wilhelm Meister* sei »als Roman [...] ebenso elendiglich, wie *Faust* als Drama« (S. 68). Dass Schissel die »seit den tagen der romantik

herrschende litteratoren-geschichte, vornehmlich aber die deutsche und die von deutschen gepflegte, für unwissenschaftlichen plunder« halte (S. 46), versteht sich da von selbst. Und noch im letzten erhaltenen Brief Schissels an Seuffert vom Dezember 1924 wird der amerikanische Germanist und Wieland-Forscher William Kurrelmeyer als »ziemlich beschränkt« (S. 116) abgetan.

Es sei nicht verschwiegen, dass in Schissels Briefen, wenn auch selten, antisemitische Ausfälle vorkommen. Für seine Gegenwart konstatiert er eine »zeitungsverjudete, ›philosophisch‹ = dilettantische Literaturwissenschaft«, und die Inflation des Jahres 1920 diagnostiziert er als »jüdisch-kommunistische Teuerung« (S. 108).

Der Wert dieser Ausgabe liegt aber nicht nur in den diversen Sottisen, die man bald amüsiert, bald irritiert zur Kenntnis nimmt. Wie der Herausgeber in einem informativen Nachwort betont, erlaubt der Briefwechsel einen wissenschaftsgeschichtlich spannenden Blick auf die Entwicklung der Disziplin in den Jahren nach 1900. Der Inhalt der Briefe dreht sich am Beginn vor allem um Schissels Versuche, die traditionelle positivistische und geistesgeschichtliche Germanistik hinter sich zu lassen. Schon im Mai 1910 merkt er, dezidiert anti-diltheyanisch, an: »nebensächlich ist das verhältnis von dichtung : erlebnis; wichtig das zu ihre [sic!] litterarischen vorbildern« (S. 38). In zeittypischer Kriegsmetaphorik sieht er seine wissenschaftlichen Arbeiten als »Feldzug gegen die Historie« (S. 93). Worum es ihm geht, ist die Erarbeitung einer formalen Analyse-methode der »Komposition« einzelner Werke, und diesem Ziel glaubt er zunehmend in der Beschäftigung mit antiker Literatur näherzukommen. Im zweiten Teil des Briefwechsels geht es dann weniger um theoretische Fragen als vielmehr um die Schwierigkeiten mit der von Seuffert betreuten Christoph-Martin-Wieland-Ausgabe, für die Schissel die Bearbeitung einiger Bände übernehmen sollte, vor allem den *Agathodämon* und den *Aristipp*. Auch hier versuchte Schissel, aus der Struktur des antiken griechischen Romans relevante Aussagen über Wielands späte Romane ableiten zu können. Der Ausbruch des Kriegs und Schissels zunehmende Abkehr von der deutschen Literatur führten zum Scheitern des Projekts.

Als »Alleinstellungsmerkmal der österreichischen Germanistik« bezeichnet der Herausgeber den Versuch Schissels und einiger seiner Kollegen, eine formorientierte Literaturwissenschaft zu konzipieren – Ideen, die erst später mit den russischen Formalisten und den Strukturalisten eine größere Breitenwirkung erzielten. Im vorliegenden, wie gesagt, durchaus amüsant zu lesenden Buch ist man sozusagen dabei, als dies alles begann.